

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 5.

Düsseldorf, 15. Januar

1916.



Am frühen Wintermorgen zur Schipperarbeit in den Schützengraben.

Phot. H. Grohs.

Fürs Vaterland.

Von Johanna Weiskirch.

Ein milder Maiabend wob seinen Zauber um die von Linden umtrauhten altertümlichen Giebel eines wohlhabenden Westerwald-Kirchdorfes, als sich der Schusterfranz seinem aus zwei Kammern, Küche und Gelaß bestehenden Häuschen näherte. Er tat das mit hastigen, unsicheren Schritten und sah sich dabei heimlich und scheu wie ein Dieb nach dem schräg gegenüberliegenden Besitzum der Witwe seines vor einiger Zeit verstorbenen Freundes, des Nachwächters, um.

Der Schusterfranz atmete etwas auf, als er sein Licht hinter den bleigefähten kleinen Scheiben sah, und begab sich nach dem Gelaß, um den Hausschlüssel dem gewohnten Versteck zu entnehmen. Gleich darauf stand er in seiner Werkstätte und sah sich mit Blicken darin um, als ob er nach langer Abwesenheit aus unendlichen Weiten heimkehre, ohne sich dessen zu freuen. Das erstere stimmte nun ganz und gar nicht, denn der Schusterfranz kam nur aus der wenige Stunden entfernten Kreisstadt und vom dortigen Bezirkskommando heim, aber das zweite hatte seine volle Richtigkeit. Es fiel dem bieberen Fledschuster, der gleich seinem Vater und Großvater den Dorfseiwolnern die Schuhe flickte, furchtbar schwer, sich wieder in seiner Behausung zurechtzufinden.

Er stand nun noch immer in der Mitte seiner Werkstube und sah sich mit einem ganz seltsam leeren und doch unbewußt suchenden Blick darin um. Erst als ein voller Strahl des ausgehenden Vollmonds durch das niedere Fenster fiel, fiel in der Schusterstube ein Spiegel und dann über den einbeinigen Arbeitsschemel lief, kam Leben und Bewegung in die Gestalt des Schusterfranz. Mit zwei Schritten war er in der Ecke und zog den Schusterschuh heraus. Dann setzte er sich auf den Schemel davor, stützte den Kopf in beide Hände und fing an zu weinen, wie er in seinem Leben noch nicht geweint hatte.

Das klang so hilflos, als ob sich ein kleines Kind seinem Schmerz hingäbe, und ging allmählich in ein solches Schluchzen über, daß des Schusterfranz' ganze Gestalt bebte und zitterte. Und bei diesem Weinen begrub er den schönsten und stolzesten Traum seines vierzigjährigen Lebens: den, Soldat zu werden und fürs Vaterland ins Feld ziehen zu dürfen. Und er hatte doch schon im Wachen und Träumen im Vorgefühl der Kampfeswonne geschwelgt. An der Strafe der Italiener für ihren gemeinen Treubruch hatte er vor allen Dingen teilnehmen, ihnen gründlich heimzahlen wollen, was einer der Ehren an ihm verbrochen hatte. Drüben in der Kammer hatte der schwarze Kerl einige Zeit hindurch gewohnt und war dann eines Tages auf und davon gegangen, ohne zu zahlen. Und die frisch besohlenen, zum Abholen bereitstehenden Jagdschuhe des Bürgermeisters hatte der Lump in seiner Freiheit obendrein auch noch mitgenommen.

Das mit der Rache sollte nun nichts werden. Nicht auszudenken war das. Der Schusterfranz ächzte förmlich und wand sich wie in körperlichen Schmerzen auf seinem Schemel umher. Wie sollte er weiter leben können?

Doch — plötzlich schlug sein Schmerz in einen derartig furchtbaren Bohn um, daß er ihn an irgend etwas betätigen mußte, wenn er nicht daran ersticken wollte. Er sprang auf und sah sich mit wüsterfüllten Blicken in der vom Mondlicht taghell ereuchteten Werkstube um.

Den Schusterschemel faßte er und die längste und spitzeste der blinkenden Ahlen und rannte nach der Kammer, in der der betrügerische Italiener gewohnt hatte. Dort fing er an wie ein Verfechter zu hauen.

Die wenigen vorhandenen bescheidenen Geräte schlug er kurz und klein, und das Wandspiegelchen, vor dem der eitle weisse Kerl

lich das tolschwarze Haar immer so glänzend pomadisiert hatte, trat er in tausend Splitter. Mit der Ahle stach er so lange auf das vom Bett heruntergerissene Deckzeug ein, bis ihm die Federn aus dem alten Barcent so sehr um die Nase stoben, daß er furchtbar ins Kiejen kam.

Er mußte den Schauplatz seines Tobens verlassen, aber der Blick, den er auf die Tür heftete, verhiess nichts Gutes.

Der Schusterfranz begab sich, den besten Sonntagsanzug mit Federn bedeckt, wieder in die Werkstätte. Dort ließ er sich schwerfällig nieder und versuchte, die Ereignisse der letzten Tage zu überdenken. Wie war das doch nur alles gewesen? Es war ihm, als müßte er die Erinnerungen an das Geschehene aus unendlichen Weiten zusammensuchen. Nur ganz langsam reichten sie sich aneinander. Ja, so war es:

Dem ungebienten Landsturm gehörte er an. An dieser ihn seiner Ansicht nach vollständig zu unrecht treffenden Zurücksetzung hatte sein für das Soldatenleben begeistert schlagendes Herz immer schwer getragen.

Namentlich dann, wenn er mit den gebienten Altersgenossen beim Bier im „Ochsen“ saß und ihre lustige Erzählungen vom „Kommis“ anhören mußte. Dann schwoh dem Schusterfranz das Herz in der überschmalen Brust derart vor Schmerz und Reiz, daß es an seiner Hülle hätte bersten können. Für einige Tage war er dann jedesmal ungenießbar.

Nun war der große, heilige Krieg ausgebrochen und hatte alle einst gehegten Soldatenträume wieder zu vollem Leben in ihm aufgeweckt. Von dem Tage an, da es hieß, daß der ungebiente Landsturm einberufen würde, stand es mit unumstößlicher Gewissheit bei ihm fest, daß er mit ins Feld müßte. Und von da an wurde in den Gedanken des Schusterfranz jeder Schuh, den er besohlte, flickte oder fleckte, zu einem feindlichen Soldaten, auf den er derartig loshämmerte, daß es nur so durch die Dorfstraße schallte. Herrgott Strambach, wie wollte er erst die Kerle versohlen, wenn sie ihm wirklich unter die Hände kämen!

Namentlich die Italiener!

Er brannte förmlich darauf, mit ihnen auf dem Felde der Ehre zusammenzutreffen.

Wenn's nur erst einmal so weit wäre, daß er den Bestellungsschein in Händen hätte! Dieser Wunsch hatte ihn Tag und Nacht nicht ruhen lassen und war endlich in Erfüllung gegangen. Schier andächtig hatte er das wichtige Papier in Empfang genommen und sich von dem Augenblick an „aktiv“ gefühlt. Und damit fand er plötzlich die Kraft, sich von einem ihn seit zwei Jahren qualenden inneren Zwiespalt zu erlösen und einen Strich unter eine Sache zu machen, die ihm manchmal den Schlaf gestört hatte: unter seine Heiratspläne mit der Lena, der Witwe seines verstorbenen Freundes, des Nachwächters.

Hübsch war sie, drall, kerngesund und fleißig auch, und nehmen täte sie ihn ohne weiteres, das wußte und schloß er. Aber anderseits: es hieß schließlich doch wieder auch etwas, seine goldene Freiheit dranzugeben.

Und doch, als der schuftige Italiener ihn betrog, hätte er in seiner zornigen Trostbedürftigkeit der Lena beinahe einen Heiratsantrag gemacht.

Der Bestellungsschein machte allen Herzenskämpfen ein Ende. Jetzt galt's, andere, mannhaftere Kämpfe auszufechten.

Fah, heiraten!

Als der Schusterfranz am Abend, die lange Pfeife im Mund, in den „Ochsen“ ging, um mit den andern vom ungebienten, nunmehr stellungspflichtigen Landsturm über die Reise zum Bezirks-

kommando zu reden, schwellen sein Herz und seine Worte vor Begeisterung nur so um die Wette.

Er hatte zwar bemerkt, wie einige der Kameraden sich anstießen und über ihn lachten, aber das war natürlich nur blasser, krafter Reiz.

Der Lena, die ihm beim Nachhausegehen begegnet war, hatte er unverblümt zu verstehen gegeben, daß sie jetzt gut daran täte, auch die letzte Hoffnung, ihn erobern zu wollen, zu begraben.

Er nahm auch schon gleich für alle Fälle Abschied von ihr denn es unterlag für ihn keinem Zweifel, daß die Entscheidung nach einem der Kriegsschauplätze in der nächsten Zeit bestimmt vor sich gehen würde.

Das frische Gesicht der Lena war ganz blaß geworden, und das hatte dem Schusterfranz doch merkwürdig ans Herz gegriffen.

Aber echt mannhaft hatte er die Regung unterdrückt und seine Kriegsvorbereitungen getroffen.

Vor allen Dingen hatte er die in seiner Werkstatt der Ausbesserung harrenden Schuhe und Stiefel erledigt und fortgebracht.

Vom Tagesgrauen bis zum späten Abend hatte er gearbeitet. Es sollte ihm keiner seiner Kunden nachsagen, er sei vom Schusterfranz nicht bis zuletzt so pünktlich wie immer bedient worden.

Als die Glidarbeit vollendet war, hatte er die Werkstatt aufgeräumt. Die Leisten und die Lederreste packte er fort, und das Handwerkzeug ordnete er in Reih und Glied auf dem Arbeitstisch.

Dann polierte er die Dielen fein blank, um vor einer nun vorzunehmenden Handlung die weltlichen Arbeiten erledigt zu haben: er machte sein Testament. Da gab es für einen anständig denkenden Deutschen, der weder Weib noch Kind besaß, eigentlich nur eins: dem Vaterland sein Hab und Gut zu vermachen.

Und das wollte doch gerade der Schusterfranz, und das Schriftstück, das noch übers Grab hinaus von seiner Liebe zu Deutschland reden sollte, auf der Bürgermeisterei niederlegen. Bei der Gelegenheit konnte er vielleicht dem Dorfoberrhaupt einige vertrauliche

Mitteilungen über den Inhalt machen, und der würde ihm dann angehts solcher Vaterlandsliebe vielleicht die von dem infamen Italiener gestohlenen Jagdschuhe verzeihen, die er ihm, dem Schusterfranz, bisher ungerechterweise nachgetragen hatte. Schon malte er seine schönsten Buchstaben auf das sorgfältig mit einem Rand versehene Attenpapier, um seine aus 745 Mark bestehenden, auf der Kreis-

sparkasse niedergelegten Ersparnisse dem Deutschen Reich für den Fall seines Todes auf dem Feld der Ehre zu vererben — da stand auf einmal das erblaßte Gesicht der Lena vor seiner Seele.

Ein Zweifel erhob sich aber im Herzen des Schusterfranz: sollte er nicht lieber der gänzlich mittellos hinterbliebenen Witwe seines Freundes das ersparte Geld vermachen?

Sie plagte sich so redlich mit Waschen und Putzen, ohne doch mehr als den nötigsten Unterhalt zu verdienen. Da wäre sein Geld doch ein wirkliches Notpfennig für sie, wenn sie einmal krank würde.

Der Schusterfranz kämpfte einen schweren Kampf zwischen dem Vaterland und der Lena, aber schließlich siegte doch die hübsche Witwe.

Er ernannte sie zu seiner Universalerin.

Mochte ihm der Bürgermeister in Gottes Namen die Jagdschuhe weiter nachtragen, er konnte es nicht ändern.

Gestern abend hatte er das Testament bei ihm abgegeben und sich dann, nachdem er noch einen langen, beruhigten Blick auf Lenas Häuschen geworfen hatte, zu Bett gelegt.

Und heute war er zur Kreisstadt gefahren. Dort hatte er dem ihn lächelnd mustern den Herrn Feldwebel mit vor Aufregung bebenden Händen den Ge-

stellungsschein überreicht und war dann zur Musterung in den Saal geführt worden. Und dann — der Schusterfranz schaute wie ein verwundenes Tier — dort hatten sie ihm gesagt, daß bei seiner Körperbeschaffenheit unter keinen Umständen an eine Kriegsverwendung zu denken sei.

Der Stabsarzt, der wohl sein Erblassen sah, hatte ihm wohlwollend auf die Schulter geklopft und gesagt, er sollte nur schön nach Hause gehen und dem Vaterland als tüchtiger Schuster



Der Eiserne Ritter in Elberfeld.

Hofphot. W. Richter.

Das Kriegswahrzeichen wurde im Auftrage des Vereins „Kriegshilfe Elberfeld“ vom Elberfelder Bildhauer Prof. E. Heitsch geschaffen. Die Figur selbst, deren Eindruck durch teilweise farbige Behandlung, sowie durch planmäßige Anordnung der goldenen, silbernen und eisernen Nägel noch gesteigert wird, ist drei Meter hoch. Über der Figur sind die Worte „Gott mit uns“ zu lesen.

weiter Ehre machen, und dazu hatten die Umstehenden gelacht. Da war er gegangen und war zu Fuß bei sinkender Nacht auf Umwegen angekommen, damit ihn kein Mensch sähe und ihn verspottete. Was würden die Leute sagen? Was die Lena denken? Was sollte er beginnen?

Sehen lassen konnte er sich doch kaum mehr, ohne ausgelacht zu werden. Bis dahin hatte der Schusterfranz gedacht. Da packte ihn die Wut abermals. Er sprang auf und rannte wieder nach der Kammer des Italieners.

Als er aber die Türe öffnete, stoben ihm, vom Luftzug aufgewirbelt, die Federn in solchen Mengen entgegen, daß er die Tür schleunigst wieder schloß. Aber etwas mußte er doch beginnen. Wenn er nur jemand wüßte, mit dem er über seinen Jammer

ganzes Leid, das der menschenfreundliche Seelsorger mit keiner Silbe unterbrach.

Als dann der schier Verzweifelte fragte, was er nun beginnen sollte, antwortete der Pfarrer lächelnd: „Die Witwe des Nachtwächters, die Lena, heiraten!“

Maßlos erstaunt sah der Schusterfranz den Pfarrer an. Den Rat hatte er vom Pfarrer nicht zu hören erwartet.

„Ja, ja,“ sagte der noch einmal und lachte, „die Lena ist eine kerngesunde, brave Frau, mein lieber Franz, und das Vaterland braucht Söhne, wo ihrer draußen so viele fallen. Deine etwas schiefe Schulter und der ein wenig kurze rechte Arm werden die Lena nicht abhalten, deine Werbung anzunehmen, das glaube ich zu wissen. Nun, gefällt dir mein Rat nicht?“



Weihnachtsquartier unserer Feldgrauen in einem feindlichen Schlosse.

Der Raum ist gemeinschaftliche Herberge für Mannschaften und Pferde.

Phot. H. Grohs.

reden könnte. Einen guten Freund. Da fiel ihm auf einmal der alte Pfarrer ein, der so manchmal im Vorübergehen ein Schwächchen mit ihm gehalten hatte. Der leutselige Herr würde sicherlich Verständnis für ihn haben. Wenn er einmal zu ihm ginge, und zwar jetzt gleich? So spät war es noch nicht, daß er ihn nicht mehr annehmen würde.

Der Schusterfranz besann sich nicht länger. Ohne die Federn von seinem Anzug zu entfernen, riß er die Mütze vom Nagel und schlich um das Dorf herum nach dem Pfarrhaus. Er hatte Glück. Der Pfarrer ging noch, den herrlichen Abend genießend, rauchend in seinem Garten auf und ab. Er hatte zwar erst Mühe, in der sich ihm nähernden besiedelten Gestalt den Schusterfranz zu erkennen und das Lachen zu unterdrücken, doch forderte er ihn freundlich auf, sein Anliegen vorzubringen. Anfangs zögernd, dann in sich mehr und mehr überstürzenden Worten enthüllte der Schusterfranz ihm sein

Da ging über des Schusterfranz vergrämtes Angezicht langsam ein Leuchten, das es merkwürdig verschönte. Es hätte nicht viel gefehlt, und er wäre dem Pfarrer um den Hals gefallen. Ordentlich übermütig klang seine Stimme, als er sagte:

„Wird befolgt, Herr Pfarrer, morgen bringe ich Ihnen meine Braut!“

Und so geschah es. Als der Schusterfranz am andern Tag um die Lena anhielt, bekam er keinen Korb. Als Verlobungsangebinde machte er ihr die Mitteilung von dem zu ihren Gunsten verfaßten Testament, das er zum Erstaunen des Bürgermeisters liegen ließ, wo es lag.

Was die Leute von ihm redeten, war dem Schusterfranz ganz einerlei. Er war glücklich und saß am nächsten Tag, selig an die baldige Hochzeit mit der Lena denkend, wieder auf seinem Schusterhemel und stiftete Schuhe.

Bilder von der flandrischen Küste.



Beschädigte Häuser der deutschen Kolonie in Westende-Bad.

Phot. S. Gerlach.

Während der mehrfachen vergeblichen Angriffe englischer Kriegsschiffe auf die Küste haben die Häuser weniger durch die Beschießung selbst, als vielmehr durch den Aufdruck krepirender Geschosse Beschädigungen erlitten.



Eine gemütliche Kantine unserer Blaujaken unmittelbar an der flandrischen Küste.

Phot. Lichte & Co.

Die mit einfachen Mitteln wohnlich eingerichtete und hübsch ausgeschmückte Kantine ist in einem ehemaligen Pferdestall untergebracht.



Verhör gefangener Montenegriner durch einen österreichischen Offizier.

Zeitphot. G. m. b. H.

Zwei Ereignisse. Skizze von Gerhard Münch.

„Ist willst du?“ fuhr Doktor Heinrich Ellringen auf und stierte den Freund an. „Gift? Wozu?“

„Ja, siehst du, mein Hund Theß —“

„Schweig, Georg! Es nützt nichts. Ich gebe keinen Tropfen heraus. Fahre in die Kreisstadt und laß dir vom Apotheker welches geben, wenn der's tut. Ich gebe keins heraus. Punktum! Mein letztes Wort!“

„Du bist ja in sehr guter Laune!“ rief der junge Gutsbesitzer.

„Laune hin — Laune her!“ entgegnete der Arzt bestimmt. „Wenn ich dir nun mit meiner Weigerung einen Freundschaftsdienst erwiese!“

„Einen Freundschaftsdienst? Wieso? Ich verstehe dich nicht.“

Da trat der Arzt plötzlich auf den Freund zu, sah ihn scharf ins

des Fremdenverleches brachte in mein Dasein immer Abwechslung. Ich schloß Freundschaft mit manchem lieben Menschen.

Darunter war mir einer ganz besonders ans Herz gewachsen, ein lebenslustiger, junger Kaufmann, von der Natur gleich bevorzugt an Geist wie an Körper. Er kam immer um dieselbe Zeit in unser Gebirgsnest und brachte als einzigen Begleiter seinen riesigen Bernhardiner, Rolf, mit. Wir befreundeten uns sehr eng und machten oft zusammen Bergtouren oder Gletscherportien.

Das ist ungefähr sieben Jahre her. Da brachte er außer seinem vierbeinigen Begleiter noch jemand mit: eine reizende junge Frau.

Mir schien er nicht ganz glücklich zu sein; ich hütete mich aber, ihn darüber zu befragen. Da trat er eines Abends in mein Zimmer.



Das malerische Saloniki: Französische Soldaten lassen sich unter dem Alexander-Bogen ihr Schwert putzen.

Aus einer französischen Zeitschrift.

Auge und fragte unvermittelt: „Warum willst du dich vergiften?“

„Du bist verrückt,“ entgegnete der. „Laß mich doch wenigstens ausreden. Mein Hund Theß hat Anzeichen von Tollwut —“

„Von Tollwut gezeigt, und da willst du ihn vergiften.“

„Nun ja, also heraus mit deinen Schlammertropfen!“

„Mensch, ich sage dir: nicht einen Tropfen!“

Er ging erregt im Zimmer auf und ab. Dann sagte er:

„Du sollst mich nicht für ungeschicklich halten. Ich will dir erzählen, wie ich zu dieser kurzen Abweisung komme. Ich hatte mich als junger Mensch in diesem reizenden, kleinen Kurort niedergelassen, in welchem ich der einzige Arzt war. Meine Praxis erstreckte sich auch über einen ziemlich umfangreichen Landbezirk, und da ich oft nachts noch auf eins der umliegenden Dörfer gerufen wurde und dann in der Finsternis ganz allein den einsamen Rückweg zurücklegen mußte, hatte ich mir einen guten Revolver angeschafft. Die Zeit

Es war ein Abend ähnlich wie dieser. Auch dieselbe Stunde. Ich freute mich, ihn nach längerer Zeit einmal wiederzusehen. Nach einigen Nebensätzen sagte er mit etwas veränderter Stimme:

„Mich führt heute ein Anliegen zu dir. Mein Hund, der Rolf, ist in letzter Zeit so eigentümlich, so wild, fast bissig, daß ich befürchte, er verfällt der Tollwut. Meine Frau bekommt Zittern, so oft sie ihn erblickt. Da haben wir beschlossen, ihn aus der Welt zu schaffen.“

„Ja, was soll ich dabei tun?“ fragte ich.

„Ich wollte dich einmal um deinen Revolver bitten.“

„Aber gern!“ entgegnete ich und holte die Waffe herbei.

„Ist er geladen?“ fragte er.

„Ja. Drei scharfe Patronen stecken in der Kapsel.“

„Reinst du, daß diese Kugeln genügen, die Hirnschale eines solch großen Tieres zu durchschlagen?“

„Aber freilich!“

„So! Da danke ich dir!“
 „Tut mir leid um das treue Tier! Ziele nur recht geschickt!“
 Er wendete sich noch einmal nach mir um:
 „Ist jold' ein Hundeschädel kräftiger als die menschliche Schädel-
 bede? Ich möchte das Tier doch gern mit einem Schusse töten.“
 „Sei ohne Sorge!“ sagte ich. „Mit diesem Kaliber kannst du einen
 Stier niederschießen.“ — Er ging.“ Doktor Ellringen schwieg. —
 „Ich errate das Ende!“ sagte Georg nach einer Pause.
 „Ja, das war das Ende. Am andern Morgen trat der Wondarm
 mit einem Revolver bei mir ein und fragte mich, ob mir die Waffe
 bekannt wäre. „Ja, es ist mein Revolver,“ jagte ich ahnungslos.
 „Wie kommen Sie zu der Waffe?“
 „Wir haben sie den Händen eines Selbstmörders entwunden.
 Es ist ein Kurgast. Wir fanden ihn heute frühzeitig im Blochwald.“

„Spare dir jedes Wort!“ fiel Doktor Ellringen bestimmt ein.
 „Es ist mein eiserner Grundfaß, nichts Lebensgefährliches mehr
 aus der Hand zu geben.“
 Georg sah, daß er in seiner Angelegenheit nichts ausrichten
 konnte, und verabschiedete sich.
 Doktor Ellringen verbrachte in der Erinnerung an jene auf-
 gefröchte Begebenheit eine schlaflose, selbstquälerische Nacht.
 Erst gegen Morgen fiel er in einen leichten Schlummer.
 Als er kaum zur Ruhe gekommen war, wurde heftig an seiner
 Glode gerissen. Er fuhr aus den Kissen ans Fenster: „Was gibt's?“
 Unten stand ein Knecht, die Mütze in der Hand, den Rock offen.
 „Herr Doktor, Sie möchten gleich zu uns kommen,“ rief er,
 leuchtend vom schnellen Laufen. „Unser Herr ist eben verunglückt.“
 „Was ist denn passiert?“



Eine Nachtpatrouille deutscher Schneeschuhtuppen.

Photo-Bericht Hoffmann.

Und ich hatte ihm den Revolver zu der Tat geborgt!“
 „Die Tollwut des Hundes hatte ihm nur als Vorwand gebient?“
 „So ist es!“
 „Um! Ein merkwürdiger Zufall, daß ich heute mit einem
 ähnlichen Anliegen zu dir komme! Freilich, wenn ich von einer Waffe
 Gebrauch machen wollte, könnte ich ja mein Jagdgewehr benutzen.
 Ich mag aber das Verenden des Tieres nicht mit ansehen, will auch
 meine Familie, die sehr an dem Hunde hängt, nicht erschrecken. Aber
 etwas Gift in einen Wurstzypfel getan, diesen auf den Hof geworfen —
 Theß frisst ihn — und morgen ist die Sache unblutig abgemacht.
 Also gib mir etwas! Theß kann schon über Nacht gefährlich
 werden. Ich glaube, es ist tatsächlich höchste Zeit. Um erst in die
 Kreisstadt zu fahren, ist es heute bereits zu spät. Dort würde ich
 auch nichts erhalten, sondern an den Kreisphysikus gewiesen werden.
 Deshalb dachte ich, du könntest mir aus alter Freundschaft —“

„Unser Hofsund hat den Herrn angefallen und zerfleischt. Er
 ist schauerhaft zugerichtet.“ Der Arzt taumelte ins Zimmer
 zurück. Es dauerte einige Minuten, ehe er den Zusammenhang
 klar erfaßte. Dann fuhr er in die Kleider, raffte seinen Verbands-
 kasten auf und stürzte fort. Es war höchste Zeit.
 Die Tollwut war über Nacht zum Ausbruch gekommen.
 Es hatte einen wilden Kampf gegeben zwischen dem jungen
 Gutsbesitzer und dem tollen Hunde. Die Knechte waren herbeigeeilt
 und hatten das Tier mit Sensen und Heugabeln erschlagen. Ihr Herr
 war schwerverletzt. Die wütende Bestie hatte ihm den Oberarm auf-
 gerissen, aber der Kunst des Freundes gelang es, das entfliehende
 Leben zurückzuhalten. Doktor Ellringen war tief erschüttert.
 Er übernahm selbst die Nachtwachen, bis der Freund dem Tode
 entrissen war, aber seit jenem Ereignis ist er noch ernster und nach-
 denklicher geworden.